

Qualitätsdiskurse oder: „Wer sucht, der findet. Aber wer sucht noch?“

Interview mit Ulrich Timmermann, verantwortlich für das Referat Publikationen – damit für W&M – Weiterbildung und Medien, dann agenda, ab Mitte 1988 bis Mitte 1995.

Hat das Institut publizistischen Einfluss genommen auf den Qualitätsdiskurs über Medien?

In den 80er und 90iger Jahren wurde der Qualitätsdiskurs über die Medien, vor allem über das Leitmedium Fernsehen, zwar häufig gefordert, faktisch aber eher in einem kleinen, überwiegend fachlichen Publikum geführt. Da hatte das Institut über den Grimme-Preis hinaus eine gewisse Funktion. Etwa durch seine Fachzeitschrift „W&M, Weiterbildung und Medien“, die später „agenda, Zeitschrift für Medien, Bildung und Kultur“ hieß. Auch indem es die „Marler Tage der Medienkultur“ veranstaltete - mit relevanten Leuten aus der Branche, der Politik, auch der Medienkritik und aus der Bildung.

Nicht wenige Medienkritiker*innen und Medienwissenschaftler*innen, aber auch Praktiker*innen aus der Branche, haben sich damals vom Grimme-Institut mehr Einflussnahme auf die programmlichen Entwicklungen gewünscht. Die haben aber - auch aus heutiger Sicht - die Möglichkeiten des Instituts überschätzt.

Investoren, Sender, Produzent*innen, Politiker*innen und andere Akteure haben vor allem ihre jeweiligen Ziele verfolgt. Und das beharrlich. Die bislang ganz überwiegend öffentlich-rechtlich verfassten Medien Fernsehen und Hörfunk kamen ins Visier von Investor*innen und Politik. Es war zeitweise viel Druck im Kessel. Da konnte das Institut allenfalls ideell punkten. Das hat es in einigen Fällen getan.

Den Diskurs über Auftrag, Funktion und Qualität der Medien in die breite Öffentlichkeit zu bringen, ist allen daran Interessierten jedoch nur begrenzt gelungen. Nicht wenige wollten den Diskurs auch gar nicht und haben ihn, wenn überhaupt, nur widerwillig geführt. Das von der Landesregierung NRW zeitweilig veranstaltete „Medienforum NRW“ hat da viele Beispiele geliefert.

Das Grimme-Institut erreichte über seine Preise, Publikationen und Projekte überwiegend ein gut ausgebildetes Nischenpublikum. Eine gesellschaftliche Schicht, die die geistigen Freiräume hatte, sich um gesellschaftliche Relevanz von Medien zu kümmern. Das ist nicht wenig und soll nicht gering geschätzt werden. Aber mehr Wirkung in der Breite wäre - schaut man auf die Medienwelt von heute - besser gewesen.

Heute gibt es den Qualitätsdiskurs immer noch, aus guten Gründen. Und die Diskussion hat teilweise hohes Niveau. Aber in der digitalen Welt geht vieles in der extremen Vervielfachung der Angebote unter. Wer sucht, der findet. Aber wer sucht noch?

Was zum Beispiel hat die Einführung des kommerziellen Fernsehens da bedeutet?

Es hat erst mal einen Aufschrei besorgter Menschen aus Politik, Kultur und Bildung gegeben. Welchen *Impact* wird das auf die Gesellschaft haben? Die Frage konnte und musste man schon stellen. Gefürchtet wurde u.a. ein Kommerzfernsehen wie in den USA. Viele allerdings wollten nicht wahrhaben, dass die Ökonomisierung aller gesellschaftlichen Bereiche mit Wucht voranschritt. Da kam man mit intellektueller Bedenkenträgerei und düsterer Besorgnis nicht weit. Die, die dabei sein wollten beim großen Medienboom, ließen sich davon nicht aufhalten.

Es gab die programmlichen Entgleisungen der kommerziellen TV-Sender im Kampf um Aufmerk-

samkeit, Quote und damit Werbeeinnahmen. Dazu wurde seitenweise Qualitätsdiskurs veröffentlicht, auch vom Grimme-Institut. Letztlich weitgehend folgenlos.

Erst als z. B. RTL es sich leisten konnte, darauf zu verzichten, weil die Sender wirtschaftlich etabliert waren, hat man „Brüll-Talkshows“ und „Blanke-Busen-Shows“ eingestellt. Ehrlich gesagt, finde ich z. B. die *scripted reality*-Formate im heutigen Nachmittagsprogramm kommerzieller Sender, die prekär leben müssende Menschen dem Publikum vorführen, noch schlimmer und gesellschaftlich schädlicher.

Aber die Einführung der kommerziellen elektronischen Medien unter tatkräftiger Beteiligung großer Print-Verlage, das war eine wichtige Wegmarke der Mediendebatte. Viele in Politik und Kultur, die diese Debatte für notwendig hielten, haben damals vom Grimme-Institut viel erwartet.

Nicht zuletzt übrigens, weil sie sich selbst in dieser Frage nicht exponieren wollten. „Das Grimme“ sollte da wohl als ethische Instanz wirken. Es konnte dem aus verschiedenen Gründen aber nicht immer gerecht werden.

Auf welchen Wegen hat „Grimme“ in die Medienlandschaft gewirkt?

Aus meiner Sicht: Die größte Präsenz im Qualitätsdiskurs über und in den Medien hatten die jeweiligen Grimme-Chefs. Das liegt nicht unbedingt nur an den Chefs, sondern daran, dass die Branche und auch die Politik in der Frage vielfach hierarchiefixiert sind („Go to headquarters...“). Bis heute.

Wenn sie in den frühen Grimme-Jahren eine respektierte oder sogar hochgeachtete Persönlichkeit an der Spitze des Instituts hatten, dann war das für nicht wenige Gesprächspartner*innen schon ein Argument für sich. Das nahm hinterher ab, aus diversen Gründen. Es war aber schon klar, dass die Medien auf Präsenz, auf Formulierungsfähigkeit, auf analytische Qualitäten und auch auf Darstellbarkeit der eigenen Person in den Medien gehen. Und da waren die Direktor*Innen sehr unterschiedlich.

Aber zu der Zeit von Peter von Rügen und Hans Janke waren die Direktoren so bekannt in der Szene, dass die allermeisten aus der Medienbranche das Institut neben dem Grimme-Preis und der jährlichen Verleihung fast ausschließlich über die Direktoren wahrgenommen haben. Da hat auch viel Austausch und Diskurs im Hintergrund stattgefunden. Vielleicht manches Mal mit mehr Wirkung im Einzelnen als die öffentliche Seite des Instituts.

Und an dem Punkt haben Hans Janke und Reinhold Elschot eine Öffnung der Institutspublikation in thematischer Hinsicht begonnen. Es ging nicht mehr allein darum, themenorientiert auf den Verbund zwischen Bildung und Medien zu fokussieren. Sondern zu sagen: Wir berichten auch über die Entwicklung der Medien selbst, damit die Erwachsenenbildung weiß, mit welchen Partnern sie es zu tun hat. Das war nicht unumstritten, aber richtig, auch aus heutiger Sicht noch.

Das Unwissen übereinander und die gegenseitigen Vorbehalte waren doch recht groß. Das thematische Spektrum hat sich also geöffnet. Und in dieser Situation war die Publikation, als Reinhold Elschot das Institut verließ und ich Mitte 1988 sein Nachfolger wurde. Diesen Weg bin ich publizistisch weiter gegangen, intensiv und mit einigen neuen Akzenten. Das war eine Chance für mich, etwas zu gestalten und kreativ zu sein. Ich habe auch Medienthemen aufgegriffen, die ich für bildungs- und kulturell relevant hielt, was zunächst durchaus nicht alle so gesehen haben.

Die redaktionelle Arbeit war sehr intensiv, fachlich engagiert, kontrovers und vital. Vor allem mit den Autorinnen und Autoren. Ich erinnere mich daran, mich getraut zu haben, ein Themenheft über zeitgenössische Fotografie zu machen. Das war umstritten, galt als exotisch, auch im Institut. Aber das Medium veränderte seine gesellschaftliche Position und Funktion gerade komplett, in einer sich neu

definierenden Medienkultur. Und daran konnte man *pars pro toto* wunderbar Prozesse aufzeigen. Wie wird ein Handwerk zu Journalismus, und dann zur Kunst, und warum? Wie wird Kunst handelbar, wie werden Kultur und Kunst zu einem Wirtschaftsfaktor? Wozu führt das? Und wie verändert das die Kommunikation? Es gab überraschend viele positive Rückmeldungen auf dieses Heft. Ein scheinbares Randthema, das aber wie eine Lupe generelle Bewegungslinien der Medienentwicklung aufzeigen konnte.

Das war eine Art von Feedback, das wir verschiedentlich bekamen, nicht unkontrovers, aber im Grundsatz wurde die thematische Öffnung damit gutgeheißen. Ich empfand es auch als eine gewisse Befreiung von den sehr unterschiedlichen Erwartungen an die Publikationen. Die einen wollten eine dauernd kritische Bewertung der Kommerzialisierung der Medien, wie auch des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und seiner Reaktionen auf die neuen Konkurrenzen. Andere wünschten sich einen realistischeren Blick auf die Gegebenheiten und Zwänge der Branche. Und deren Folgen für die Produktion von qualitativem Programm. Da gab es eine Klammer zur Diskussion rund um den Grimme-Preis. Ich habe zusammen mit den AutorInnen versucht, beidem gerecht zu werden, ohne ein Lagerdenken zu fördern. Die Medienwelt ist eben, auch da *pars pro toto*, ambivalent und ein *battleground* verschiedenster Interessen, legitimer wie illegitimer. Wir haben versucht, diese Widersprüche aufzuzeigen, statt sie einer „reinen Lehre“ wegen zu ignorieren. Wenn ein Werbepapst im selben Heft neben einem Bildungsredakteur schrieb, so führte das zu teilweise heftigen Reaktionen aus der Leserschaft.

Wie haben Sie das Feedback bekommen?

Das Feedback war da, ist aber empirisch in keiner Weise abgesichert gewesen. Die Szene, die sich mit Medienkritik und Mediendiskurs beschäftigt hat, war schon damals recht überschaubar. Es gab ein Netzwerk von Leuten, die in bestimmten Milieus eine Gatekeeper-Funktion hatten. Die gab es sowohl in der Weiterbildung als auch in den Medien. Man kannte bestimmte Produzenten, weil sie am Grimme-Preis-Wettbewerb teilgenommen hatten und damals zu Diskussionen auftauchten. Man kannte Autoren, Regisseure, Kameraleute, Redakteure, man kannte Medienkritiker, Juroren, auch medienaffine Erwachsenenbildner. Das ist ein kleines, aber kompetentes Netzwerk an Leuten gewesen, die ihre Haltung argumentativ begründen konnten und nicht nur Geschmacksurteile gefällt haben.

Durch dieses Netzwerk gab es das Feedback zu den Veröffentlichungen. Es gab also keine abgesicherte Feedback-Kultur, im Sinne vom repräsentativen Querschnitt der Mediennutzer*innen. Das haben wir nicht als Manko empfunden. Das Grimme-Institut wollte ja im Fachdiskurs zwischen Bildung und Medien und im Mediendiskurs selbst eine Rolle spielen. Und das hat es in gewissen Grenzen auch geschafft.

Wie haben Sie es geschafft, prominente Autor*innen trotz geringer Honorare zum Schreiben zu kriegen?

Dafür gab es mehrere Gründe. Einer war die öffentliche Wahrnehmung über die Institutsleitung und natürlich den Grimme-Preis. Dadurch hatte das Institut einen guten Ruf. Ohne dass mancher so genau gewusst hätte: Was machen die eigentlich noch außer dem Grimme-Preis? Es galt vielen schon als fachlich kompetente Instanz außerhalb der Branche, das hat natürlich geholfen. Und die Veröffentlichungen fanden eine aufmerksame Wahrnehmung im kleinen Kreis unserer Fachleser*innenschaft. Dazu zählten auch wichtige *stakeholder*, Entscheider auf vielen Ebenen der Medienlandschaft. Ich hatte den Eindruck, dass viele angefragte Autor*innen dachten: Wenn man in

der Grimme-Zeitschrift publiziert, zeigt man sein Interesse am Qualitätsdiskurs. Teilweise war es sicher auch situationsbedingt und taktisch gedacht. Aber deshalb war man bereit, seine Position darzulegen, vielleicht auch Kritik und Gegenkritik zu formulieren. Unsere schmalen Honorare waren allenfalls für die freien Autor*innen ein Argument. Denn die waren damals bereits branchenweit meist eher schlecht honoriert. Wir konnten da leider keine Ausnahme sein. Nicht unwichtig, denke ich, war auch, dass die Autor*innen, vor allem die Fachautor*innen und Medienkritiker*innen, sich von der Redaktion fair behandelt fühlen konnten. Darum ging es mir auch.

Denn mittlerweile hatte sich, so wurde mir öfter vermittelt, nicht selten ein eher robuster Umgang mit zugelieferten Texten durchgesetzt. Änderungen ohne Rücksprache, das gab es, wie ich hörte (und ab und an selbst erleben durfte) beinahe täglich. Ob es der zunehmende Zeit- und Kostendruck war, oder schlicht die Chuzpe des Redakteurs, keine Ahnung. Aber die Autor*Innen fanden es respektlos. Das habe ich unbedingt zu vermeiden versucht. Ich wollte niemanden runterredigieren und habe deshalb teilweise lange Telefonate geführt, um Änderungen, die ich für sinnvoll hielt, einvernehmlich zu besprechen. Meist ist es gelungen. Ich denke, die Autor*innen fühlten sich wertgeschätzt und respektiert. Dass ich vielleicht eine gewisse Überzeugungskraft am Telefon entwickeln konnte, will ich nicht abstreiten.

Wie nehmen Sie eigentlich die Veränderungen in der Medienkritik seit den 90er Jahren wahr, die sich seitdem so abgezeichnet hat?

Das Level war damals insofern anders, als dass komplexe Argumentationslinien skizziert werden konnten, die sich mit der Qualität von Medienangeboten auseinandersetzten. Und zwar ohne dass gleich nebenan zum selben Thema lautstark boulevardisiert oder polemisiert wurde. Insgesamt war das Publikationsspektrum zum Thema Medien kleiner, und das eröffnete mehr Wahrnehmungsmöglichkeiten. Was man aber nicht mit Einfluss gleichsetzen sollte. Es gab weniger Masse und da konnte man besser durchdringen. Das ist heute völlig weg und zwar nicht deshalb, weil es solche Texte nicht mehr gibt. Es gibt nach wie vor gute Publikationen zum Thema Medien und Medienkritik. Aber sie gehen halt oft unter. Und mal, durchaus ernst gemeint, so formuliert: Der Druck auf den gebildeten Mittelschichten, ihren Lebensstandard zu erhalten oder sich überhaupt einen zu erkämpfen - eine innere Balance in dieser Welt zu finden und zu erhalten - der ist heute so extrem viel höher als damals. So werden auch Medienqualität und -kultur zu Randthemen, für die kaum noch Kapazität in den Köpfen des Publikums zu sein scheint. Das Publikum hat sich also selbst stark verändert, wie auch diejenigen, die mit Medienangeboten Geld verdienen oder *Audience* erreichen und halten müssen, damit der Rundfunkbeitrag weiter begründbar ist. Beide Sphären haben sich wechselseitig angepasst, anpassen müssen. Das ist das Spiel der gesellschaftlichen Kräfte. Das kann man ihnen gar nicht vorwerfen. Beiden nicht. Die Frage ist, *wie* darauf reagiert worden ist. Und da kann man Einiges durchaus kritisieren und andere Formate muss man zur Kenntnis nehmen und deren Existenz halt akzeptieren. Auch wenn das schwerfällt. Es gibt aber immer noch viel Gutes! Substanzielle Publizistik im besten Sinne.

Beispiele?

Jede Menge in der ARD-Audiothek (<https://www.ardaudiothek.de/>). Und anderswo. Was den Mediendiskurs jenseits der Geschmacksurteile angeht: Er bleibt wohl überwiegend weiter ein Fachdiskurs. Nicht schlecht, aber gesellschaftlich betrachtet vielleicht doch zu wenig.

Das Interview führte Lars Gräßer, wiss. Mitarbeiter und Pressesprecher des Grimme-Instituts.